

## Reaktion auf die Diskussionsbeiträge zum Artikel „Angewandte Psychologie im Spannungsfeld zwischen Grundlagenforschung und Praxis – Plädoyer für mehr Pluralismus“

Uwe Peter Kanning, Lutz von Rosenstiel, Heinz Schuler, Franz Petermann,  
Friedemann Nerdinger, Bernad Batinic, Lutz Hornke, Martin Kersting,  
Reinhold S. Jäger, Rüdiger Manfred Trimpop, Christiane Spiel, Christian  
Korunka, Erich Kirchler, Werner Sarges und Manfred Bornewasser

Unser Plädoyer für mehr Pluralismus in der Psychologie (Kanning, v. Rosenstiel, Schuler, Petermann, Nerdinger et al., 2007) hat bislang fünf Diskussionsbeiträge in der *Psychologischen Rundschau* hervorgerufen, zu deren wichtigsten Aussagen wir im Folgenden Stellung nehmen.

In einem wissenschaftshistorischen Beitrag verdeutlicht Gerd Jüttemann (2007), dass Wilhelm Wundt – entgegen häufig anzutreffenden Darstellungen in der Sekundärliteratur – keineswegs als Wegbereiter einer ausschließlich laborexperimentellen, grundlagenorientierten Forschung gelten kann. Im Gegenteil, Wilhelm Wundt lag die Anwendung näher als die bloße Erkenntnis. Vor dem Hintergrund der Wundt'schen Sichtweise spricht sich Jüttemann gegen eine Hierarchisierung der Wissenschaftsdisziplinen aus, wonach laborexperimentelle, primär erkenntnisorientierte Forschung prinzipiell einer feld- und nützlichkeitsorientierten Forschung überlegen sei. Wir begrüßen diese Sichtweise. Sie entspricht unserer Position, sie steht aber aus unserer Sicht konträr zum Agieren in weiten Teilen der *Scientific Community*.

Dieter Frey (2007) setzt sich insbesondere mit der Bedeutung wissenschaftlicher *Theorien* auseinander. Nach dem Prinzip „Nichts ist praktischer als eine gute Theorie“, weist er völlig zu Recht darauf hin, dass Theorien ein zentrales Werkzeug der Praxis sind und daher auch in den Anwendungsfächern einen hohen Stellenwert besitzen sollten (siehe auch Kusch, 2003). So sind in der Diagnostik z. B. Annahmen zur Beziehung zwischen Messergebnis und Eigenschaft erforderlich. Für die Intervention benötigen wir „Veränderungswissen“ im Sinne von Kaminski (1970). Die Praxis wird dabei auch zu einer Bewährungsprobe für die Theorie. Irle (1975, S. 506) beschreibt dies wie folgt: „Theorien werden in Techniken, hier in Verhaltens- und Sozialtechniken, transformiert“ wobei er die Techniken als Hypothesen sieht, die aus einer Theorie abgeleitet sind. Die Anwendung der Sozialtechnik in Bereichen, die der Hilfe der Psychologie bedürfen, wird somit zum Feldexperiment, zu einem „Experiment in der sozialen Natur“ (Irle, 1975), das geeignet ist, zur Stützung oder Falsifikation der Theorie beizutragen. Gleichwohl darf man

aber nicht die Komplexität realer Sachverhalte aus dem Auge verlieren. Empirisch gut fundierte Theorien fokussieren in aller Regel nur einen kleinen Ausschnitt der Realität – und besitzen daher häufig nur eine geringe externe Validität –, wodurch im Zuge der Intervention ein eklektisches Vorgehen unabdingbar erscheint. Zudem erfordert technologische Forschung (Entwicklung von Messinstrumenten, Evaluation von Interventionen etc.) zwar ein gewisses Minimum theoretischer Annahmen, setzt aber nicht zwangsläufig eine elaborierte Theorie voraus. Theoriearme Interventionen sind keineswegs grundsätzlich mangelhaft. Nützliche Interventionen können auch auf der Basis von Phänomen- und Methodenwissen entwickelt werden. Man denke hier nur einmal an Beurteilertrainings, wie sie etwa im Vorfeld von Assessment Centern zur Anwendung kommen. Die Kenntnis um Existenz und Wirkung von Erwartungseffekten, Attributionsverzerrungen etc. ist für die Gestaltung entsprechender Maßnahmen viel wichtiger als die theoriegeleitete Erklärung der Phänomene.

Ein bislang kaum bearbeitetes Feld, auf dem die anwendungsorientierte Forschung wertvolle Früchte ernten könnte, ist die Untersuchung des Handelns erfolgreicher Praktiker, die Frey anregt („Nichts ist theoretisch gewinnbringender als eine gut funktionierende Praxis.“).

Auch in vielen weiteren Punkten ist die Position von Frey völlig kompatibel zu unserem Diskussionsbeitrag, jedoch gibt es ein grundlegendes Missverständnis hinsichtlich der Bedeutung englischsprachiger Publikationen. In unserem Diskussionsbeitrag wird explizit darauf hingewiesen, dass englischsprachige Publikationen eine wichtige Funktion für die Kommunikation in der *Scientific Community* haben. Ebenso gewiss ist aber, dass die zunehmende Einseitigkeit der Publikationsform (englischsprachige peer-review Artikel) der Vielfalt unserer Aufgaben bei weitem nicht gerecht werden kann (eine unreflektierte „Impact-Hörigkeit“ wird derzeit auch international diskutiert, vgl. Rossner, van Epps & Hill, 2007). Unsere explizit anwendungsbezogenen Arbeiten zur Diagnostik und Intervention in den unterschiedlichsten Feldern der

Angewandten Psychologie sollten auch von denen gelesen werden können, die die entsprechenden Verfahren anwenden und unsere Absolventen einstellen sollen. Und diese Entscheider lesen deutsche Texte. Die entsprechenden Argumente müssen hier nicht wiederholt werden. Es geht nicht um die Frage entweder deutsch oder englisch, sondern um ein „sowohl als auch“.

Auch Heinrich Wottawa (2007) unterstützt im Wesentlichen die Thesen unseres Diskussionsbeitrags, zeichnet aber ein sehr viel pessimistischeres Bild als wir selbst. Er geht von einem paradigmatischen Unterschied zwischen anwendungs- und grundlagenorientierten Forschern aus, der durch Argumentation kaum zu überwinden sein wird. Ein Abwandern der explizit anwendungsorientierten Disziplinen in die Fachhochschulen oder in andere Fächer, wie etwa die Wirtschaftswissenschaften, ist eine reale Gefahr, die mittelbar auch für die grundlagenorientierte Psychologie ein Problem darstellt. Die Basis der staatlich finanzierten Forschung in der Psychologie an den Universitäten gründet letztlich immer auf der Nachfrage nach Studienplätzen. Wäre die Psychologie für Abiturienten so attraktiv wie die Ethnologie oder die Sinologie, so würde es auch entsprechend weniger Stellen und Forschungsgelder für wissenschaftlich arbeitende Psychologen geben. Vor diesem Hintergrund betrachtet müssten eigentlich alle Vertreter der Forschung ein lebhaftes Interesse an einer sehr deutlichen Anwendungsorientierung der Lehre haben, denn es sind letztlich die Anwendungsfächer, welche die hohe Nachfrage nach Studienplätzen bedingen (siehe auch Rief, Hautzinger, Rist, Rockstroh & Wittchen, 2007). Letztendlich wird die Gesellschaft – vertreten durch die Politik und die öffentlich geführte Diskussion – die Frage geklärt haben wollen, was die Psychologie zur Lösung von Problemen in unserer Gesellschaft beigetragen hat und weiterhin beiträgt. Nicht nur in der Klinischen Psychologie und Psychotherapie kann diese gesellschaftliche Verpflichtung nur erfüllt werden, wenn es gelingt, die Theorie-Praxis-Kluft zu überwinden (vgl. Petermann, 2007).

Wottawa fragt zu Recht sehr skeptisch nach, ob Vertreter der Anwendungsfächer gleichzeitig sehr viele englischsprachige Publikationen produzieren und parallel dazu zahlreiche andere wichtige Aufgaben, wie etwa das Sammeln von Praxiserfahrung, die Anfertigung praxisbezogener Publikationen oder die Durchführung einer Lehre, in der tatsächlich die Praxis eingeübt wird, übernehmen können. Das Bild vom Zehnkämpfer, der in jeder Einzeldisziplin zwangsläufig schlechter ist als der Einzelkämpfer, der sich ausschließlich auf eine Aufgabe konzentriert, beschreibt die Problemlage sehr treffend. Eine mögliche Lösungsstrategie liegt in einem Umdenken bei der Stellenbesetzung. Schließlich ist der Einzelkämpfer dem Zehnkämpfer in nahezu allen Disziplinen – bis auf eine – unterlegen. Hier könnte man sich an den Universitäten grundlegende Prinzipien der Personalauswahl zu Nutze machen und erst einmal ein differenziertes Anforderungsprofil erstellen, das die berufliche Realität tatsächlich widerspiegelt. Sehr schnell würde man merken, dass der höchst spezialisierte Einzelkämpfer nur selten die erste Wahl ist. An großen Universitäten, an denen die größten Anwendungsfächer mitunter auch durch zwei Professuren vertre-

ten werden, könnte man zudem über eine Kombination beider Typen nachdenken. Die Zukunft wird zeigen, ob Heinrich Wottawa mit seiner sehr düsteren Prognose Recht behalten wird. Wir sehen keinen Grund zur Hoffnungslosigkeit.

Dormann, Sonntag und van Dick (2008) fokussieren in ihrem Diskussionsbeitrag im Kern zwei Themen. Zum einen die Abgrenzung zwischen Grundlagenforschung und angewandter Forschung, zum anderen die Bedeutung englischsprachiger Publikationen.

Folgen wir ihrer Argumentation, so gibt es keine zentralen Unterschiede zwischen Grundlagen- und Anwendungsforschung. Die Autoren verweisen darauf, dass „die Lösung praktischer Probleme nicht bedeutet, dass unmittelbar Forschung betrieben wurde. Dem stimmen wir selbstverständlich zu, denn dabei handelt es sich um praktische Psychologie, die wissenschaftlich begründete Erwerbsarbeit von Psychologen in der Praxis (Gebert & v. Rosenstiel, 2002). Herrmann (1979) nennt das „psychologiebezogene nicht forschende Tätigkeit“. Irle (1975) spricht von „Verhaltens- und Sozialtechniken“. Angewandte Psychologie in von uns verstandenem Sinne wird es, wenn Forschung zu Problemen in Anwendungsfeldern betrieben wird, es also um „psychologische Innovations-tätigkeit“ (Herrmann, 1979), um „problemorientierte Forschung“ (Irle, 1975) geht, die Forschung also Nutzen stiften soll. Nun kann – ohne dass dies primär intendiert wurde – die Grundlagenforschung gelegentlich auch Nutzen zur Folge haben und angewandte Forschung sich in ihrem Ergebnis letztlich als nutzlos erweisen. Die Grenzen sind also fließend, die Akzente unterscheiden sich aber deutlich. Natürlich ist die von Dormann et al. (2008) vertretene Position, derzufolge die Unterschiede zwischen Grundlagen- und Anwendungsforschung zu vernachlässigen wären, legitim und wohl auch weit verbreitet. Genau hierin sehen wir allerdings ein zentrales Problem. Wenn angewandte Forschung ihr primäres Ziel darin sieht, Theorien weiterzuentwickeln, wird sie ihrer vornehmsten gesellschaftlichen Aufgabe – der Entwicklung von Strategien zur Lösung praktischer Probleme – nicht adäquat gerecht. Es reicht unserer Meinung nach für eine Anwendungsdisziplin nicht aus, darauf zu verweisen, dass die Forschung irgendwann und irgendwie einmal einen praktischen Nutzen haben könnte. Vielmehr sollte es in Zukunft sehr viel stärker als bisher unser Streben sein, entsprechende Technologien gezielt zu entwickeln. Hierzu ist es meist sinnvoll und hilfreich, auf gut abgesicherte Theorien zurückzugreifen. Die Theorie darf jedoch kein Selbstzweck sein. Sie stellt leider weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung für nützlich Wissen und erfolgreiche Interventionsstrategien dar. Man denke hier z. B. an die Erfindung des Aspirins, das in den letzten hundert Jahren unzähligen Menschen geholfen hat, ohne dass man bis auf den heutigen Tag genau weiß, warum es bei bestimmten Krankheiten überhaupt wirkt. Trotz dieses bedauerlichen Erkenntnisdefizits kann man sehr wohl wertvolle Anwendungsforschung betreiben und dabei z. B. herausfinden, unter welchen Bedingungen welche Dosierung in Kombination mit anderen Präparaten hilfreich ist. Hätte man sich – wie es wohl nicht wenige rein wissenschaftlich

arbeitende Psychologen für sinnvoll halten – auf die Erforschung der Wirkmechanismen beschränkt, würde es dieses sehr wichtige Medikament schlichtweg nicht geben. Die ausschließliche Fokussierung auf eine bestimmte Art von Forschung kann der Lösung praktischer Probleme somit auch im Wege stehen.

Der zweite wichtige Diskussionspunkt von Dormann et al. (2008) betrifft die Publikation von Forschungsergebnissen in englischsprachigen Zeitschriften. Sie verweisen darauf, dass es für junge Wissenschaftler karriereförderlich sei, auf Englisch zu publizieren. Das wird man – je nach Standpunkt mit Bedauern oder Zustimmung – kaum bestreiten können. Wer jedoch als Hochschullehrer für Absolventen Verantwortung trägt, sollte nicht nur um die Akzeptanz und Bekanntheit in der internationalen Scientific Community bemüht sein, sondern auch an die Karrierechancen seiner Absolventinnen und Absolventen denken. Und das gelingt, wenn sich die wissenschaftliche Einrichtung bei den Entscheidern in Personal-, Organisations- und Managementabteilungen vor allem deutscher Unternehmen einen Namen macht. Dabei helfen vor allem deutschsprachige Publikationen, wobei vermutlich Bücher wichtiger sind als Fachzeitschriften. Es wäre eine kritische Untersuchung wert, ob es ausreicht, hierzu ausschließlich „Funk, Fernsehen und Zeitungen“ zu nutzen und sich auf die multiplikative Wirkung von Wissenschaftsjournalisten zu verlassen. Aber noch einmal: Wir haben nichts gegen englischsprachiges Publizieren in der deutschsprachigen angewandten Psychologie, wenden uns jedoch gegen die Neigung mancher Kollegen, deutschsprachige Publikationen als „zweite Wahl“ oder gar als „minderwertig“ einzustufen.

Grundsätzlich gehen die Autoren zudem wohl davon aus, dass eine hohe Selektionsquote der eingereichten Manuskripte – die insbesondere bei internationalen Zeitschriften anzutreffen ist – zu einer hohen Qualität der veröffentlichten Artikel führt. Dies gilt allerdings nur dann, wenn man Qualität genauso definiert, wie dies die Mehrheit der Herausgeber und Reviewer macht. Die ohne Zweifel sehr wertvollen Tipps der Autoren zum erfolgreichen Publizieren in internationalen Zeitschriften verdeutlichen das Problem: Gewünscht ist vor allem solche Forschung, die Theorien innovativ vorantreibt. Dies verträgt sich kaum mit einer betont technologischen Forschung, bei der nicht die Theorie, sondern die Intervention im Zentrum der Betrachtung steht. Replikationen haben kaum eine Chance, obwohl sie für eine Wissenschaft, die mit probabilistischen Zusammenhängen arbeitet, wissenschaftstheoretisch zwingend notwendig wären (Westmeyer, in Druck). Gleiches gilt für Übertragungen gefundener Zusammenhänge auf unterschiedliche Anwendungsfelder. Auch sie sind für den anwendungsbezogenen Erkenntnisfortschritt wichtig, haben aber kaum eine Chance, in prestigeträchtigen Zeitschriften publiziert zu werden. Ähnlich verhält es sich mit Studien auf der Basis von Gelegenheitsstichproben, die in der Feldforschung eher die Regel sind. Sieht man einmal über die grundlegenden Probleme der Objektivität, Reliabilität und Validität des Review-Prozesses (z. B. Bornmann, 2007) sowie die enorme Einschränkung der Forschungsfreiheit, die mit dem Be-

gutachtungsprozess einhergeht, hinweg – sie gelten gleichermaßen für die Grundlagen- und Anwendungsforschung –, so bleibt immer noch das Problem, dass eine betont anwendungsbezogene Forschung – so wie wir sie verstehen – durch diese Publikationsform mehr gehemmt als gefördert wird.

Der einzige Diskussionsbeitrag, der in nahezu allen Punkten eine Gegenposition einnimmt, ist der von Wolfgang Schönplug (2008). Zunächst zieht Schönplug in Zweifel, ob denn die „Vertreter der Theorie“ tatsächlich in der Lage seien, die „Vertreter der Praxis“ zu dominieren. Hier liegt ein Missverständnis vor. Unsere Argumentation bezieht sich nicht auf das quantitative Verhältnis zwischen den Vertretern der Universität und den Kollegen, die in der Praxis arbeiten („Wissenschaftler vs. Praktiker“). Es geht vielmehr um die Einflussmöglichkeiten innerhalb der Universitäten („grundlagenorientierte vs. anwendungsorientierte Wissenschaftler“) und hier befinden sich die Vertreter einer grundlagenorientierten Psychologie – die sich durchaus auch in den Anwendungsfächern wiederfinden – eindeutig in der einflussreicheren Position. Dieser Einfluss dokumentiert sich u. a. darin, dass eine bestimmte Art von Forschung und Publikationspraxis die Wahrscheinlichkeit für die Besetzung einer Professur in einem Anwendungsfach erhöht. Eine explizite Anwendungsorientierung, praktische Erfahrungen sowie deutschsprachige Publikationen sind hierfür eher hinderlich. Dies gilt umso mehr, als die Berufungskommissionen für psychologische Professuren in aller Regel mehrheitlich mit Vertretern der Grundlagenfächer besetzt sind – auch dann, wenn es um eine Professur in einer anwendungsorientierten Disziplin geht.

Die Schlussfolgerung, es ginge unserer Autorengruppe lediglich um „Discount“, entbehrt jeder Grundlage und ignoriert unzählige Argumente, die hier nicht erneut aufgelistet werden sollen. Die Auslagerung praxisbezogener Tätigkeit in An-Institute, wie Schönplug zwischen den Zeilen vorschlägt, ist keine Lösung, sondern ein guter Indikator für das Problem selbst. Verdeutlichen wir uns dies einmal am Beispiel der Medizin: Würde jemand die praktische Arbeit eines Chirurgieprofessors zu seiner Privatsache degradieren, so würde dies mit hoher Wahrscheinlichkeit fast jeder Befragte für völlig absurd halten. Die universitäre Chirurgie ist selbstverständlich weitaus mehr als nur die Menge international publizierter Laborstudien. In der Psychologie müssen wir noch eine weite Strecke Weges gehen, ehe dies auch für unsere Anwendungsfächer selbstverständlich ist. Wir stimmen mit Wolfgang Schönplug darin überein, dass eine Praxisausbildung an den Universitäten mehr sein muss als nur eine mündliche Unterweisung. Die von der überwiegenden Mehrheit unserer Studierenden beklagte Praxisferne der universitären Ausbildung liegt nicht in der Natur der Sache, sondern ist eine Frage der Personalpolitik sowie der Gestaltung und Umsetzung der Studienordnungen. In diesem Zusammenhang ist zu fragen, ob eine Praxisorientierung und das Vermitteln entsprechender Kompetenzen nicht eine natürliche Folge der Umwandlung der bisherigen Diplomstudiengänge in konsekutive Studiengänge darstellt. Wenn diesem Argument vom Grundtenor her zugestimmt wird,

ist es zugleich die Pflicht der Universitäten, in der Psychologie die Anwendung zu stärken. Wenn man will, kann man etwas ändern – man muss aber eben auch wollen.

## Literatur

- Bornmann, L. (2007). Peer Review in der Wissenschaft: Eine Analyse des Begutachtungsverfahrens aus der Sicht wissenschaftssoziologischer Theorien. *Schweizer Zeitschrift für Soziologie*, 33, 327–347.
- Dormann, C., Sonnentag, S. & van Dick, R. (2008). Zur Notwendigkeit des internationalen Publizierens angewandter psychologischer Forschung. *Psychologische Rundschau*, 59, 169–174.
- Frey, D. (2007). Zum Theorie-Praxis-Problem in der Angewandten Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 58, 260–262.
- Gebert, D. & v. Rosenstiel, L. (2002). *Organisationspsychologie – Person und Organisation* (5. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Herrmann, T. (1979). *Psychologie als Problem*. Stuttgart: Klett.
- Irle, M. (1975). *Lehrbuch Sozialpsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Jüttemann, G. (2007). Wundts Psychologiekonzept ist nicht die Ursache, sondern die Lösung des Problems. *Psychologische Rundschau*, 58, 267–269.
- Kaminski, G. (1970). *Verhaltenstheorien und Verhaltensmodifikation. Entwurf einer integrativen Theorie psychologischer Praxis am Individuum*. Stuttgart: Klett.
- Kanning, U. P., von Rosenstiel, L., Schuler, H., Petermann, F., Nerdinger, F., Batinic, B., Hornke, L., Kersting, M., Jäger, R., Trimpop, R. M., Spiel, C., Korunka, C., Kirchler, E., Sarges, W. & Bornewasser, M. (2007). Angewandte Psychologie im Spannungsfeld zwischen Grundlagenforschung und Praxis – Plädoyer für mehr Pluralismus. *Psychologische Rundschau*, 58, 238–248.
- Kusch, M. (2003). *Versorgungsmanagement. Wie Forschung zur Praxis wird!* Landau: Verlag Empirische Pädagogik.
- Petermann, F. (2007). Praxisforschung in der Kinderverhaltenstherapie. *Kindheit und Entwicklung*, 16, 139–142.
- Rief, W., Hautzinger, M., Rist, F., Rockstroh, B. & Wittchen, H.-U. (2007). Klinische Psychologie und Psychotherapie: Eine Standortbestimmung in der Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 58, 249–259.
- Rossner, M., van Epps, H. & Hill, E. (2007). Show me the data. *The Journal of Cell Biology*, 179, 1091–1092.
- Schönpflug, W. (2008). Praktische Psychologie an Hochschulen – Mischkultur und kein Sozialfall. *Psychologische Rundschau*, 59, 52–53.
- Westmeyer, H. (in Druck). Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Evaluationsforschung. In H. Holling, (Hrsg.), *Grundlagen und Methoden der Evaluationsforschung* (Enzyklopädie der Psychologie, Serie Evaluation, Bd. 1). Göttingen: Hogrefe.
- Wottawa, H. (2007). Mehr Pluralismus in der akademischen Psychologie – Ein kognitives Problem oder einfach eine Machtfrage? *Psychologische Rundschau*, 58, 263–266.

PD Dr. Uwe Peter Kanning

Beratungsstelle für Organisationen  
Westfälische Wilhelms-Universität Münster  
Fließenerstraße 21  
48149 Münster  
E-Mail: kanning@psy.uni-muenster.de

DOI: 10.1026/0033-3042.59.3.175